

Aus dem Inhalt:

Hilfe von den Bergen?

Den Tod bedenken –
Zum 10. Todestag von U. Hammer

Wenn die Persönlichkeit
verlorengeht

Junge Templer erleben
Gemeinschaft

TREFFPUNKT
Gemeindemitteilungen

Hilfe von den Bergen?

Zu den beliebtesten und meistzitierten Bibelworten gehört sicher der Anfang von Psalm 121: *»Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.«*

Es soll einen Feldprediger gegeben haben, der in Armee-Gebirgskursen nie über einen anderen Text als diesen gepredigt hat. Frauenchor-Mitglieder hören zu diesen Worten immer gleich eingängliche Musik von Mendelssohn, vielfach bewährt bei der Mitwirkung im Gottesdienst.

Diese Worte sind so »schön« und vertraut, daß man sich schon gar nicht bemüht zu fragen, ob die Textaussage in dieser geläufigen Form eigentlich stimmt. So sind denn viele überrascht und enttäuscht, wenn sie in neueren Bibeln den Anfang des 121. Psalms nicht mehr in der gewohnten Form vorfinden, sondern etwa so:

»Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher wird mir Hilfe kommen? Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.«

Diese Frage-Antwort-Form ist allein richtig, denn der Psalmist will ja deutlich machen, daß die Hilfe gerade *nicht* von den Bergen kommt, sondern von Gott, dem Schöpfer!

Mit den Bergen sind natürlich nicht Drei- und Viertausender gemeint, sondern jene im Alten Testament oft genannten »Höhen« Palästinas mit ihren Heiligtümern, welche kanaanäischen Gottheiten geweiht waren und als solche für die Israeliten eine ständige Versuchung darstellten, ihre Hilfe *dort* zu suchen. Dort aber ist Hilfe nicht zu finden, sondern allein bei Jahwe, der nicht auf den Höhen, sondern im Tempel (und allenfalls im stillen Gebet) anzurufen war.

In diesem Sinne liegt der Psalm auf der kritischen Linie der älteren Propheten, welche die Israeliten unermüdlich vor der Teilnahme an den heidnischen Kulturen auf den »Höhen« warnen mußten.

Das Mißverständnis dieses Psalms geht darauf zurück, daß die hebräische Schrift keine Satzzeichen und somit auch keine Fragezeichen kennt. Auch eine besondere Wortstellung im Fragesatz wie bei uns gibt es nicht. So hat Luther zwar wörtlich (und »richtig«) übersetzt, ohne aber zu bedenken, daß es sich im Vers 1 um eine Frage handeln könnte.*)

Diese Einsichten hindern uns nicht, die Eindrücke von Schönheit und Wucht unserer Berge mit unserem Glauben an den Schöpfer zu verbinden und in ehrfürchtigem Staunen vor ihm zu verharren. Hilfe aber wird uns kaum »von den Bergen« kommen.

(Max Ulrich Balsiger in "Mißverständene Bibelworte", herausgegeben vom Schweizerischen Verein für freies Christentum)

*) Neuere Ausgaben der Luther-Bibel verwenden jedoch inzwischen in Vers 1 auch die Frageform

Den Tod bedenken

Zum 10. Todestag von Ursula Hammer

Vor 10 Jahren ist Ursula Hammer im Alter von 64 Jahren einer schweren Krankheit erlegen. Viele Jahre war sie im Ältestendienst der TGD tätig und hat unserer Gemeinde wertvolle Impulse vermittelt. Bis zu einem halben Jahr vor ihrem Tod hatte sie noch Gottesdienste in Stuttgart gehalten. Wir gedenken ihrer in Liebe und Dankbarkeit, indem wir im folgenden ihre Predigt zum Volkstrauertag 1986 wiedergeben. Ihre »Gedanken über die Vergänglichkeit des Lebens« haben durch ihren Tod am 21. Oktober 1987 besondere Bedeutung erlangt.

Im vorigen Sommer, beim Spaziergehen im Wald, faßte mich meine kleine Enkelin plötzlich an der Hand und zog mich aufgeregt zum Gebüsch. Hier lag, scheinbar unverletzt und wohl eben erst gestorben, eine tote Spitzmaus. Eigentlich wollte ich schnell weitergehen, aber meine Enkelin guckte mich so fragend an, daß ich ihr erklärte, daß die Maus nicht mehr fressen, nicht mehr laufen und nicht mehr piepsen könne, daß die kleine Spitzmaus tot sei. Im Weitergehen hörte ich Theresa noch viele Male mit nachdenklichem Gesicht sagen: »Spitzmaus tot, Spitzmaus tot«.

Im Gegensatz zu Tieren, die tote Lebewesen, auch die eigenen Artgenossen, kaum beachten, hatte das kleine Menschenkind, nicht einmal zwei Jahre alt, eine erste *Begegnung mit dem Tod*. Sie weiß nun um den Tod, wenn auch natürlich in unvollkommener Weise und ohne ihn auf sich oder ihre Nächsten zu beziehen.

Wir Älteren und Alten kennen den Tod inzwischen ganz gut. Im Krieg, in gefährlichen Situationen, in schwerer Krankheit haben wir ihm wohl alle schon einmal ins Auge gesehen. Vor allem haben wir in einem langen Leben immer wieder erlebt, daß Weggefährten durch den Tod von unserer Seite gerissen wurden. Und es waren nicht nur die Müden und Alten, sondern auch der gute Freund, die junge Mutter, der vertraute Partner, das geliebte Kind. Wir haben mit ansehen müssen, wie ein junges Leben durch eine verirrte Kugel oder einen banalen Verkehrsunfall ausgelöscht wurde als sei es die gleichgültigste Sache der Welt. Wir haben erlebt, wie der junge Vater, der noch so gebraucht wurde, wie die Freundin, die unser Leben begleitet hat, von einer Krankheit zu Tode gefoltert wurden. Wir begleiten unsere Alten, wenn sie den langsamen, oft jahrelangen Tod auf Raten sterben. Wir müssen zusehen, wie eine Zellgruppe nach der anderen die Arbeit einstellt, der Verstand und die Persönlichkeit vernichtet werden, die Glieder und Sinne den Dienst versagen – lang ehe der Tod sich die letzte Rate holt und endgültig zuschlägt.

Wenn wir in unserem Leben eines ganz genau wissen, dann ist es dies: Auch *wir* werden eines Tages ausgelöscht als wären wir nichts. Vielleicht gerade dann, wenn das Leben uns schön erscheint oder wenn wir meinen, nach vielen Kämpfen im Alter ein bißchen weiser, ein bißchen gütiger, vielleicht gar ein bißchen voll-

kommener geworden zu sein (soweit dies Menschen möglich ist). Wie mühsam haben wir Erkenntnisse gewonnen in unserem Leben, wie schwer ist es uns geworden, ein bißchen mehr so zu werden wie wir gerne sein wollten. Alles, damit wir eines Tages vernichtet werden? »Wo bleibe ich dann aber mit dem Licht in mir, dem Licht von dir, o Gott?« hat ein holländischer Dichter kurz vor seinem Tode geschrieben.

Ja, wer ein Stück Leben auf dieser Erde hinter sich gebracht hat, kennt sich ganz gut aus mit dem Tod. Und eigentlich ist es unverständlich, daß wir uns erregen können über politische Probleme, religiöse Glaubenssätze, den Kurs des Dollars, Tschernobyl und das Wettrüsten. »*Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen*« beginnt ein Lied in unserem Gesangbuch. Das heißt doch, daß der Tod ständig in unserer Mitte hockt und wir nicht wissen, wen er als nächsten holt und wann wir selbst drankommen. Das ist das Grauenhafte, die furchtbare Zumutung, das grausame Rätsel unseres Lebens. *Davor* haben wir Angst, solange wir leben.

Eigentlich müßten wir pausenlos weinen, schreien, toben, mit Gott hadern wie Hiob oder wenigstens ständig ihn anflehen, daß er dieses Leiden von uns nehmen solle. Sicher hat das auch schon mancher getan, wenn der Tod ihn selbst anrührte oder ihm sein Liebstes nahm.

Im allgemeinen tun wir aber etwas ganz anderes, etwas sehr Menschliches, Verständliches und vielleicht oft auch Vernünftiges: Wir tun so, als ob es den Tod nicht gäbe, wir *vergessen* ihn ganz einfach. Wir *wissen* zwar vom Tod, aber wir *bedenken* ihn nicht. Gerade das aber sollten wir tun: »Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden«.

Was ist es wohl, was wir bedenken sollen, was könnten die Gedanken an den Tod uns lehren? Ich meine, zunächst einmal dies: Wir Menschen sind nun einmal keine Götter und auch keine Halbgötter, sondern ein Teil der Schöpfung, der Natur. Wir genießen ihre tausendfältige Schönheit, wir schmecken Früchte, Brot und Wein. Wir spüren die Sonnenstrahlen auf unserer Haut, hören den Vogel singen und riechen den Duft der Rose. Wir freuen uns an ihren Wohltaten, aber wir sind *auch* ihren Gesetzen unterworfen und müssen sterben wie alle Kreaturen dieser Welt. Vielleicht helfen solche Gedanken gegen menschlichen Größenwahn, gegen den Wahn, alles machen zu können und zu dürfen.

Glücklich und dankbar sein, weil ich jetzt und heute leben darf, das ist vielleicht gar nicht zeitgemäß, aber wir sollten es lernen oder wieder lernen. Die Gedanken an unser Ende sollten uns lehren, jede unserer kostbaren, abgezählten Stunden, die wir ohne Schmerzen, großes Leid oder schwere Sorgen verbringen dürfen, dankbar zu genießen.

Wenn wir Tag für Tag daran denken, daß unsere Zeit abgemessen ist, verbieten wir uns vielleicht, auch nur *eine einzige Stunde* zu verderben mit fruchtlosem Grübeln, sinnlosem Ärger, kleinlichen Sorgen. Ja, vielleicht werden wir auch mit großen Schicksalsschlägen besser fertig, wenn wir uns klarmachen, daß Hadern und Grämen uns *unwiederbringliche Stunden* verbittern.

Bedenken sollten wir nicht nur unser eigenes Ende, sondern auch das unserer Weggenossen. Einmal kommt der Tag, an dem ich dem Freund nicht mehr helfen kann, dem Bruder nicht mehr andeuten kann, daß ich den alten Streit vergessen habe. Eines Tages werde ich meiner Mutter keine Blumen mehr schenken und mich nicht mehr bei meiner Kollegin entschuldigen können. Herr, lehre uns bedenken, daß wir unsere Mitmenschen nur *auf Zeit* um uns haben, daß auch ihre Tage und Stunden gezählt sind und wir sie ihnen nicht verderben dürfen!

Unser Ende vor Augen zu haben, heißt auch an die Stunde zu denken, in der wir nichts, gar nichts mehr in unserem Leben ändern können, so sehr wir es dann vielleicht auch wollen. Auf was für ein Leben wollen wir denn dann zurückblicken? Waren die Gewichte richtig verteilt, haben wir unsere Zeit genützt? Oder haben wir sie vollgestopft mit Kleinkram und unwichtigem Zeug?

Haben wir nur Reichtümer angesammelt, die wir jetzt doch aus der Hand geben müssen? Waren wir unseren Mitmenschen das, was sie von uns erwarten durften? Kurz: Ist die Welt – der kleine Teil davon, der unsere Welt war – durch uns ein bißchen heller und freundlicher, gerechter und menschlicher geworden? Oder haben wir sie nur wirrer und finsterner gemacht? Versuchen wir unsere Tage so zu leben, daß wir am Ende mit gutem Gewissen auf sie zurückblicken können, auf *jeden einzelnen* unserer abgezählten Tage?

Ein Schriftsteller hat es so ausgedrückt: »Gott gab dir diesen Tag, und du kannst damit machen, was du willst. Du kannst jemanden glücklich machen oder traurig. Was hast du gemacht mit diesem Tag, den du hattest? Gott hat ihn dir gegeben; du konntest machen, was du wolltest. Du konntest Böses tun oder Gutes. Du konntest jemandem ein Lächeln schenken oder ihm einen bösen Blick zuwerfen. Du konntest einem aufhelfen oder einen zu Boden schmettern. Du kannst einem, der es schwer hat, das Leben leichter machen; du kannst ebenso gut einen hindern, weiterzukommen. Du kannst nach einer Rose suchen oder Unkraut sammeln. Was hast du aus diesem wundervollen Tag gemacht? Gott hat ihn dir gegeben; hast du ihn vielleicht vergeudet?«

Die letzte Stunde als *Stunde der Abrechnung*? Wir alle kennen die düsteren Riesengemälde mittelalterlicher Maler, die das »Jüngste Gericht« zeigen. Wir können das heute nicht mehr so recht nachempfinden. Aber wir können uns wohl vorstellen, daß wir einmal friedlicher von dieser Erde scheiden, wenn wir das Gefühl haben können, unsere Tage im Einklang mit unserem Gewissen gelebt zu haben. Auch nach einem einigermaßen rechtschaffenen Leben wird es vieles geben, was wir gerne noch verändern und verbessern wollen, was wir schmerzlich bereuen. Dann kann es tröstlich sein, wenn man sich sagen darf, daß man sich *redlich bemüht* hat, das Rechte zu tun, so wie es einem eben im Augenblick richtig erschien.

Andererseits kann es wohl sehr, sehr bitter sein, wenn man am Ende auf ein durch eigene Schuld verpfushtes und vertanes Leben zurückblicken muß. Zu wissen, daß man den Sinn seines Lebens verfehlt hat und nun nichts, gar nichts mehr ändern kann. Für diese Qual steht wohl das Bild von der Hölle.

Nicht nur das *Gewesene* quält uns, wenn wir an den Tod denken, sondern auch das *Zukünftige*. Auch wenn unser Leben vielleicht gar nicht mehr so schön ist, sondern durch Krankheit und Alter behindert, so sind wir doch in dieser Welt beheimatet und wollen im Gewohnten und Vertrauten bleiben. Und nun verlieren wir nicht nur unsere Welt, sondern auch uns selbst. Was haben Menschen durch die Jahrtausende nicht alles getan, um ihr Leben über ihren Tod hinaus zu verlängern! Wenn schon nicht der lebendige Mensch, dann sollte *sein Name* weiterleben.

Von der Toten Tatenruhm ist in der Edda die Rede; Dichter und Denker, Maler und Bildhauer wollten in ihren Werken unsterblich werden; Könige und Staatsmänner ließen ihr Bildnis in Erz gießen oder in Marmor hauen; ganze Völker balsamierten ihre Toten ein, um ihren Leib zu erhalten; und die alten Ägypter errichteten gewaltige Pyramiden für ihre Könige. Was hat man Toten nicht alles ins Grab gelegt, doch sicher in der Meinung, daß sie in irgendeiner Form weiterleben würden: Waffen, Schmuck, Wein und Lebensmittel, ja dem Keltenfürsten von Hochdorf gar einen ganzen Wagen. Und auch wir setzen unseren Toten einen Grabstein, damit sie wenigstens *in der Erinnerung* noch ein Weilchen weiterleben.

In übertragenem Sinne stellen wir uns wohl vor, in unseren Kindern oder in unserem Volk weiterzuleben. Aber auch Kinder und Enkel sind sterblich und Völker können untergehen. Selbst Grabsteine verwittern und Standbilder zerfallen. Letztendlich müssen wir uns mit der bitteren Tatsache abfinden, daß wir im Tode unsere Individualität, uns selbst aufgeben müssen. Haben wir Angst davor? O ja, wir müßten erhabene Halbgötter oder Wesen aus Stein sein, wenn wir keine Angst hätten, uns selbst aufgeben zu müssen.

Auch von dem Mann in Gethsemane steht geschrieben, daß er anfang zu zittern und zu zagen und zu seinen Jüngern sagte: »Meine Seele ist betrübt bis an den Tod«. Auch Jesus von Nazareth hatte Angst vor dem Tode und betete damals: »Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!« Und er schrie am Kreuz: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Jesus hatte in Gethsemane keinerlei Illusionen über das, was ihn erwartete, er ging nicht leichtsinnig und fröhlich in den Tod. Er nahm in Demut den Auftrag an, der ihm von Gott zugewiesen wurde, den Auftrag, sich selbst aufzugeben. Und das wird auch von uns einmal verlangt werden, daß wir das Ende unseres Lebens, die Auflösung unserer Person in Demut hinnehmen.

Was dann mit uns sein wird? Kein noch so scharfsinniger Verstand, keiner unserer Sinne, alle unsere Seelenkräfte reichen nicht aus, um über die Todesgrenze zu blicken. Wir wissen nicht, was sein wird, und auch das macht uns Angst. An eine endlose Verlängerung unseres Lebens im Jenseits, sozusagen ein verbessertes Diesseits im Himmel, mögen wir nicht so recht glauben.

Und doch träumt die Menschheit vom verheißenen Paradies, vom Reich Gottes hier oder dort, vom himmlischen Jerusalem, von der ewigen Seligkeit. Kurt Tucholski hat kurz vor seinem Tode über sein Leben geschrieben: »Das war alles? Ich habe es nicht richtig verstanden. Und es war ein bißchen laut.« Damit drückt er aus, was wohl viele Menschen auch nach einem guten und erfüllten Leben empfin-

den. Der Mensch ist eben nicht nur Teil der Schöpfung, sondern trägt in sich einen Funken, der über dieses Leben hinausweist: »Das Licht in mir, von dir, o Gott«.

Wir *wissen*, daß unser Leben aufgehoben, beendet wird, und wir *hoffen*, daß wir dann nicht ins Bodenlose fallen, sondern das Licht in uns auch aufgehoben, nämlich gehalten und bewahrt wird. Wir erwarten kein immerwährendes Schlaraffenland im Himmel, weder für uns noch für unsere Lieben. Wir wollen etwas ganz anderes. Wir sehnen uns danach, daß wir am Ende unseres Lebens mitsamt unserem stümperhaften Lebenslauf *in Liebe angenommen* werden, daß uns die *Schuld*, die wir alle in diesem Leben auf uns geladen haben, *vergeben* werde. Wir hoffen, daß das Licht in uns endlich *Erfüllung* und *Vollendung* erfährt, daß wir durch das Dunkel zum ewigen Licht, vom Unvollkommenen zum *Vollkommenen* geführt werden. Wir wollen aus dem Gleichgültigen und Unbedeutenden zum *Wesentlichen*, aus den Halbheiten zum *Ganzen*, aus Streit, Haß, Neid und Mißverständnissen zum *ewigen Frieden* gelangen.

Wir vertrauen darauf, daß der Mensch nicht umsonst diese Sehnsucht in sich trägt, daß auch *der* Teil seines Wesens, der in diesem Leben keine Erfüllung findet, einmal zur Vollendung kommt. *Wie* wir das »ewige Heil« erfahren werden, wissen wir nicht, vielleicht ist es ein *Weiterleben* in veränderter Gestalt, vielleicht auch das *Aufgehen* in einer anderen Wirklichkeit oder die *Vollendung* in einem Augenblick seligen Verlöschens.

Unsere Aufgabe kann es nicht sein, auf die Endlosigkeit zu starren und wissen zu wollen, was wir niemals wissen können. Versuchen wir vielmehr, ein Stück von der anderen Wirklichkeit in unsere Welt hereinzuholen, vom Reich Gottes oder wie wir es nennen wollen. Strecken wir uns vertrauensvoll aus nach *Gott*, der auch dann sein wird, wenn *wir* vergehen. Strecken wir uns *ihm* entgegen – unser ganzes Leben lang – und lassen wir uns am Ende getrost fallen aus der *Zeit* in die *Ewigkeit*.

Wenn die Persönlichkeit verlorenggeht

Das Samariterstift Leonberg hat – wie in unserer September-Ausgabe berichtet wurde – in diesem Jahr einen Pflegeheim-Neubau fertiggestellt, in dem auch Tagespflege-Patienten betreut werden. Bekanntlich hat die Tempelgesellschaft vor drei Jahren für dieses Vorhaben einen finanziellen Beitrag geleistet, wofür uns eine Zusage zur Unterbringung mehrerer Personen erteilt wurde. Einem neueren Bericht über die Tätigkeit dieses Pflegeheims ist zu entnehmen, daß in diesem Herbst mit einer neuen Pflegeart für Alzheimer Patienten begonnen wird, die anderweitig noch nicht praktiziert worden ist. Zum Welt-Alzheimer-Tag am 20. September wurden die neuen Initiativen der Öffentlichkeit vorgestellt.

Samariterstift will Führungsrolle übernehmen

Das Samariterstift Leonberg will mit einem umfassenden Angebot für Patienten und deren Angehörigen eine Führungsrolle übernehmen, was die Pflege von Demenzkranken betrifft. Heimleiter Harald Reinhard und seine Ehefrau Doris starten diesen Herbst eine Reihe neuer Angebote und Initiativen.

Das Konzept der »*Stimulanzpflege*« ist eine Leonberger Besonderheit: Alzheimer Patienten werden in Situationen versetzt, die sie in ihrer Lebensphase zwischen 20 und 35 gerne erlebten – genau in jenem Lebensalter meinen die meisten Alzheimer Kranken zu leben, berichten die Reinhards.

Etwa 120 Demenzkranke werden im Samariterstift stationär betreut. Immer noch herrsche aber die private, familiäre Betreuung altersverwirrter Menschen vor. Genau hier lauern die tragischsten Konflikte. Betreuende Familienangehörige geraten an die Grenzen ihrer Belastbarkeit, weil ein an Alzheimer erkrankter Mensch im Grunde nichts mehr mit jener Persönlichkeit zu tun hat, die man einst geheiratet hat oder die man als Vater oder Mutter erlebt hat. Deshalb bietet Doris Reinhard schon seit langem monatliche *Gesprächskreise* für solche Familienangehörige an. »Das ist sehr wichtig. Denn zunächst einmal ist es für viele peinlich, daß die Oma oder Onkel plötzlich solch eine Krankheit hat.«

Zusätzlich startet am 25. September eine *Betreuungsgruppe*. Pflegende Familienangehörige können ihren Schützling in Obhut ehrenamtlicher, ausgebildeter Helfer geben und dann einige Stunden ohne Sorgen einkaufen gehen oder dringende Besorgungen machen. »Alzheimer Patienten kann man ab einem bestimmten Stadium eigentlich keine Minute allein lassen«, lautet die Erfahrung Reinhards, der hierzu weiter ehrenamtliche Kräfte sucht. Ausgehend von diesem Angebot ist im Samariterstift seit einiger Zeit *Kurzzeitpflege* möglich – die Angehörigen können dann unbesorgt Urlaub von der Pflege machen. Geplant ist auch ein gemeinsamer Urlaub in getrennten Appartements im Samariterstift. Der Demenzkranke wird fachgerecht gepflegt, die Angehörigen können sich in und um Leonberg erholen und immer dann sich ihrem Kranken zuwenden, wann sie möchten.

Insgesamt glaubt Harald Reinhard ein im süddeutschen Raum einmaliges Angebot für Demenzkranke zu haben.

Michael Schmidt

Alzheimer geht jeden an

Da war plötzlich dieser Nebel im Kopf. Bislang hielt sich der 73jährige für einen rüstigen Senior. Gerne ging er auf Reisen, besuchte seine Kinder und Enkel, hatte seinen Freundeskreis. Dann aber immer öfter jene Aussetzer. Nein, nicht daß er ab und zu einen Namen vergaß. Er war plötzlich in einer anderen Welt. Seiner eigenen Vergangenheit. Er wußte nicht mehr, wo er sich befand, wenn er spazierend ging. Er wußte nicht mehr, was er mit der Zahnbürste anfangen sollte. Dafür sah er auf einmal seine Frau wieder, mitten in der Stadt. Obwohl die doch schon lange gestorben war.

Das brutalste war am Anfang, daß er merkte, wie sein Gedächtnis Stück für Stück zusammenbrach, wie er immer stärker die Kontrolle über sich selbst verlor – bei vollem Bewußtsein. Er ging nicht mehr fort. Mit Zetteln in jeder Ecke seiner Wohnung versuchte er sich zu organisieren und jenen dunklen Phasen entgegenzuarbeiten. Am Ende war er machtlos gegen den Erdrutsch im Kopf: Alles was er je in seinem Leben gelernt hatte, war weg. Er saß vor einem Teller Essen und wußte nicht mehr, was er tun sollte. Alle Sicherheit war weg.

Bis zum Jahr 2005 sollen 80 Prozent aller über 80jährigen an Alzheimer erkrankt sein, so die neuesten gesicherten Prognosen führender Forscher. Und: Die Alzheimer Patienten werden immer jünger. Dafür liegen die Ursachen der Krankheit immer noch im Dunkeln. Es gibt zwei Erklärungsansätze: Alzheimer entsteht durch einen genetischen Defekt und Alzheimer wird durch Fehlinformationen innerhalb des Abwehrsystems des Körpers in Gang gesetzt, durch das außer Kontrolle geratene Immunsystem kann der Demenzkranke dann nichts mehr lernen.

Gleichwohl die Wahrscheinlichkeit, an Aids oder an Krebs zu erkranken, wesentlich geringer ist als Alzheimer zu bekommen, fehlen der Forschung Gelder. Bislang können lediglich die Symptome von Alzheimer mit Psychopharmaka behandelt werden. In der Erprobung befindet sich ein Medikament, das die Erosion des Gedächtnisses verlangsamt, aber nicht stoppen kann. mic

Junge Templer erleben Gemeinschaft

Wieder hat in diesem Jahr ein Austausch junger Gemeindeangehöriger zwischen den Templern in Deutschland und in Australien stattgefunden. Von Australien verbrachten Michael Franz und Bernhard Höfer eine längere Zeit in der Stuttgarter Gemeinde, von TGD-Seite ist Wiltrud Tietz vor kurzem von einem Aufenthalt in den australischen Tempelgemeinden zurückgekehrt. Um unsere Leser an den Erlebnissen und Eindrücken der jungen Stipendiaten teilnehmen zu lassen, veröffentlichen wir im folgenden zwei Berichte von Bernhard Höfer (der aus beruflicher Veranlassung noch bis Ende 1997 in Deutschland sein wird) und von Wiltrud Tietz.

Auf nach Degerloch – aber wie kommt man dort hin?

Ich möchte zuerst einmal meine Geschichte mit dem Titel "Stuttgart, oder: Wie finde ich den Weg dorthin?" erzählen, wie sie sicher auch von vielen anderen Ausies hinter dem Lenkrad erlebt worden ist. Es ist kein Geheimnis, daß ich schon öfters wunderbare Rundfahrten in und um Stuttgart gemacht habe, bevor ich endlich nach Stunden mein Ziel erreichte. An dieser Stelle möchte ich mich nochmals bei den Jugendlichen entschuldigen, die zu Pfingsten ihre Fahrradtour (leider) ohne den Aussie genießen konnten!

Es ist leicht, von Saarbrücken (ich wohne in Rohrbach, einem kleinen Ort in der Nähe) nach Stuttgart zu kommen: man steigt bloß in einen grünen VW-Bus, fährt

so wie Michael Schumacher (nicht ganz so, ein Bus hat weniger PS und ist nicht so aerodynamisch), erst auf der A-6, biegt dann auf die A-61 ab, bis man wieder auf die A-6 kommt und dann mit viel Glück hoffentlich die A-81 findet. Bis hierher also kein Problem. Dann kommt man nach Stuttgart – kein Problem, der Fernsehturm ist ja zu sehen. Aber wie komme ich jetzt zu ihm hin (für alle, die es nicht wissen: in seiner Nähe liegt das Gemeindehaus der Templer)? Einen Stadtplan habe ich, aber niemanden als Beifahrer, der ihn lesen könnte. Ich hatte probiert, ein Auge auf die Straße zu werfen und eines auf den Stadtplan. Für eine kurze Zeit geht das, dann kommt ein Tunnel, ein Mercedes, ein Porsche (davon gibt es viele in Stuttgart – wenn sie hier schon hergestellt werden, werden sie hier natürlich auch gern benutzt!), und dann ist das Chaos perfekt. Zwei Stunden später – aber ohne einen Besuch bei McDonalds – komme ich in Degerloch an – ein bißchen zu spät, die Fahrradfahrer sind weg...

In den letzten paar Monaten habe ich verschiedene Veranstaltungen besucht: zuerst die Konfirmationsfeier, die für die jungen Frauen und Männer den Schritt zum Erwachsensein bedeutet. Es war für mich persönlich schön zu sehen, daß auch Jugendliche dabei waren, die aus Rußland stammen, da unsere Sawatzky-Linie ihre Vergangenheit auch dort hat.

Bei der Tempelgründungsfeier war es interessant, von der Entwicklung des Tempels zu hören, den Christoph Hoffmann in der Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet hatte. Auch, daß ich Dr. Jakob Eisler hier treffen konnte – und ich möchte die Gelegenheit benutzen, ihn herzlich nach Australien einzuladen; er kennt sich so gut in unserer Geschichte aus! An einem Wochenende nahm ich an der Konfirmanden-Freizeit in Erpfingen teil, wo ich herausgefunden habe, daß die deutsche Jugend gerade so gute Faxen machen kann wie wir – nur leider war das Wetter ein bißchen schlecht.

Bei der ganzen Gemeinde möchte ich mich bedanken für ihr herzliches Entgegenkommen. Durch Verwandte in Australien sind mir viele Gesichter gut bekannt und ich habe schon viele kennengelernt. Besonderen Dank möchte ich Luise Albrecht als Pflegemutter sagen; Krupp Australien, Peter Wagner und Wolfgang Schlimme für die Gelegenheit, mich hier in Deutschland in die weitere technische Entwicklung einzuführen; und der TSA für die Zeit im Goethe-Institut – hoffentlich hat sie etwas gebracht (meine Grammatik war schon immer schlecht und wird vielleicht nie besser werden, aber manche Sachen kann man eben nicht ändern!).

Zum Schluß: Kloster Bernstein hat nichts mit der Stadt gleichen Namens in der Schweiz zu tun, wie ich durch Falschfahren herausgefunden habe – aber das ist eine andere Geschichte. Das Seminarwochenende war für mich jedenfalls ein schönes Erlebnis.

Bernhard Höfer

Von drei Familien betreut

Ich möchte hier die Gelegenheit ergreifen, einige Erlebnisse und Eindrücke meines insgesamt zweieinhalbmonatigen Aufenthalts in Australien festzuhalten. Zu

Beginn ist es mir ein großes Anliegen, meinen Dank an die Tempelgesellschaft auszudrücken, die mir diese Reise durch das seit einigen Jahren bestehende "Austausch-Programm für Jugendliche" ermöglicht hat.

Voller Erwartungen flog ich Anfang Juli von Stuttgart Richtung Melbourne los, wo mich Rolf Beilharz vom Flughafen abholte, sehr herzlich willkommen hieß und mich nach einer stärkenden Kaffeepause zu meiner ersten Gastgeberfamilie nach Ferntree Gully brachte. Hier, bei Inge und Uli Höfer sollte mein Zuhause für die ersten 7 Wochen sein. Inge und Uli's ältester Sohn ist Bernhard Höfer, der zu dieser Zeit als Austausch-Stipendiat in Deutschland weilte und an zahlreichen Templer-Aktivitäten teilgenommen hat. Dies wurde mir in Australien ebenfalls ermöglicht, so erlebte ich z.B. einen Saal in Bentleigh und einen Saal im Altersheim, die mir vor allem wegen der interessanten Aufteilung in zwei Sprachen eindrücklich im Gedächtnis blieben.

Es war vereinbart worden, daß ich im Zuge des Austausch-Programms jeweils drei Wochen im Templer-Altersheim und im Tabulam-Pflegeheim für einige Stunden am Tag arbeiten könnte, was eine sehr interessante Erfahrung war, die mir auch im Verlauf meines am 1. Oktober begonnenen Studiums der Sozialpädagogik zugute kommen wird. Diese Arbeit bestand im wesentlichen aus Dingen wie Briefe schreiben für Altersheim-Bewohner, die selbst nicht mehr dazu in der Lage waren, und Gespräche führen (viel Interessantes über die Tempelgemeinde wurde mir berichtet aus der Zeit in Palästina und in Tatura); aus Botengängen und einem Projekt zur Verbesserung der Essensqualität.

An den Wochenenden war dann Zeit für Ausflüge, zu denen ich von unterschiedlichen Templern eingeladen wurde, um etwas von diesem weiten, beeindruckenden Land zu entdecken. So sah ich unter anderem die beeindruckende Küstenlandschaft der "Great Ocean Road", Phillip Island, wunderschöne Strände, Sanddünen und drollige Koalas in Sandy Point.

Auch die Jugendgruppe der TSA lernte ich kennen und erlebte einige feucht-fröhliche Feste, die mir sicher noch lange in Erinnerung bleiben werden. Besonders herauszuheben war ein Wochenend-Skiausflug auf den Mount Buller. Es gibt sicher wenige Menschen, die das Skifahren ausgerechnet in Australien lernen; zum großen Spaß der Jugendgruppe dort gehörte ich dazu!

Insgesamt war es für mich beeindruckend zu erleben, wie perfekt die TSA-Jugendlichen ihre Gruppe und die von dort ausgehenden Aktivitäten organisierten, so daß ich nun mit Eindrücken ausgestattet heimkehre, die vielleicht für die Jugendlichen in Deutschland als Anregung und Motivation zum Aufbau einer ähnlichen, wenn auch sicher kleineren, Gruppe nützlich sein können.

Nachdem der "arbeitsame" Teil des Austausch-Programms abgeschlossen war, zog ich zu der zweiten Gastgeberfamilie nach Black Rock: zu Helga und Jim Anderson. Deren Tochter Erika sorgte dafür, daß es mir nicht langweilig wurde (an einigen Tagen nahm sie mich zu ihrem Arbeitsplatz mit, einer Gärtnerei, wo sie mich ordentlich mit anpacken ließ), und mein Terminkalender für die kommenden Wochen füllte sich rasch. In diesen Tagen fiel ich ausgefüllt, aber hundemüde ins Bett.

An dieser Stelle möchte ich mich bei meinen Gastgeberfamilien bedanken, die mich so herzlich aufgenommen haben und die Kunst beherrschten, mir jeden Wunsch von den Augen abzulesen! Auch allen anderen Menschen, die mich zu Ausflügen oder Ähnlichem einluden, sei hiermit nochmal herzlich gedankt! Es war wirklich schön zu erleben, wie man von den Menschen der australischen Tempelgemeinde aufgenommen und zu einem aktiven Teil ihrer Gemeinde gezählt wurde.

Gegen Ende meines Aufenthaltes verbrachte ich noch eine Woche in Sydney, wo ich Ingrid Slip (sie war vor einigen Jahren selbst als Austausch-Stipendiatin in Deutschland) und ihre Eltern samt ihren 8 Katzen und 2 Hunden besuchte. Auch hier erlebte ich eine wunderschöne Zeit und hatte sogar von Sydney aus noch die Möglichkeit, unsere Verwandten Irmgard und Günter Arndt in Bulli nahe Wollongong für einige Tage zu besuchen.

Sehr wehmütig trat ich knapp eine Woche später meine Heimreise an, die nicht ganz ohne Komplikationen verlaufen sollte: wegen langer Wartezeiten auf Flughäfen, herbeigeführt durch Reparaturarbeiten am Flugzeug, verpaßte ich den Anschlußflug in Athen und war somit gezwungen, die Nacht dort zu verbringen. Rückblickend kann ich dennoch über dieses strapaziöse Erlebnis lachen, das es mir ermöglicht hat, mich nach 24stündiger Verspätung dann auch wieder richtig auf "zu Hause" freuen zu können!

Wiltrud Tietz

Forum Freies Christentum

In dieser Schriftenreihe des Bundes für Freies Christentum sind in letzter Zeit folgende Hefte erschienen, die wir unseren Lesern gern empfehlen wollen und die über die TGD-Verwaltungsstelle bezogen werden können.

Nr. 36 – Jochen Vollmer: *"Jedermann sei untertan der Obrigkeit"*. Ein nicht-christlicher Einschub in den Römerbrief. *Für eine glaubwürdigere Taufpraxis*.

Nr. 37 – *Krank durch Religion?* Gottesbilder und psychische Gesundheit.

Nr. 38 – Hans-Hinrich Jenssen: *Schöpfung durch Entwicklung*. Darwinismus und christlicher Glaube. *Die Predigt des Wassers*. DM 6,00.

Nr. 39 – Wolfram Zoller: *Evolution der Liebe*. Eine Erinnerung an Leben und Denken von Henry Drummond (1851-1897). DM 8,00.

Nr. 40 – Hansjörg Jungheinrich: *Richard Wagners religiöse Weltanschauung*. Herausforderung und Hoffnung. DM 9,00.

Nr. 41 – Martin Bauschke: *Mut des Glaubens – Macht der Liebe*. Neue Märchenpredigten. DM 8,00.